

Zeitschrift: Berner Schulblatt
Herausgeber: Bernischer Lehrerverein
Band: 74 (1941-1942)
Heft: 14

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Berner Schulblatt

L'Ecole Bernoise

Erscheint jeden Samstag
Paraît chaque samedi

Korrespondenzblatt des Bernischen Lehrervereins mit Monatsbeilage „Schulpraxis“
Organe de la Société des Instituteurs bernois avec Supplément mensuel „Bulletin Pédagogique“

Redaktion: Fr. Born, Lehrer an der Knabensekundarschule I, Bern, Altenbergrain 16. Telefon 3 69 46.

Redaktor der «Schulpraxis»: Dr. F. Kilchenmann, Seminarlehrer, Wabern bei Bern. Telefon 3 69 92.

Abonnementspreis per Jahr: Für Nichtmitglieder Fr. 12.—, halbjährlich Fr. 6.—, bei der Post abonniert je 25 Cts. mehr.

Insertionspreis: Die viergespaltene Millimeterzeile 14 Cts. Die zweigespaltene Reklame-Millimeterzeile 40 Cts.

Annoncen-Regie: Orell Füssli-Annoncen, Bahnhofplatz 1, Bern. Telefon 2 21 91. Filialen in Zürich, Aarau, Basel, Davos, Langenthal, Liestal, St. Gallen, Schaffhausen, Solothurn, Willisau, Lausanne, Genf, Martigny.



Rédaction pour la partie française: Dr. René Baumgartner, Professeur à l'Ecole normale, chemin des Adèles 22, Delémont. Téléphone 2 17 85.

Prix de l'abonnement par an: Pour les non-sociétaires fr. 12.—, 6 mois fr. 6.—, abonnés à la poste 25 cts. en plus.

Annonces: 14 cts. le millimètre, Réclames 40 cts. le millimètre.

Régie des annonces: Orell Füssli-Annonces, place de la gare 1, Berne. Téléphone 2 21 91. Succursales à Zurich, Aarau, Bâle, Davos, Langenthal, Liestal, St-Gall, Schaffhouse, Soleure, Willisau, Lausanne, Genève, Martigny.

Ständiges Sekretariat des Bernischen Lehrervereins: Bern, Bahnhofplatz 1, 5. Stock. Telefon 2 34 16. Postcheckkonto III 107
Secrétariat permanent de la Société des Instituteurs bernois: Berne, place de la gare 1, 5^e étage. Tél. 2 34 16. Compte de chèques III 107

Inhalt – Sommaire: Siebenhundertfünfzig Jahre Bern – Sechshundertfünfzig Jahre Eidgenossenschaft. — Traitements et retenues. — Divers. — Mitteilungen des Sekretariats. — Communications du Secrétariat.

Alder & Eisenhut
Schweizerische Turn-, Sport- und Spielgerätefabrik

Das Spezialhaus für
sämtliche Turn- und Spielgeräte
der Schulen

Bern, Effingerstrasse 63, Tel. 3 55 50
Gefl. Preisliste verlangen!

Qualitätsmöbel

AKTIENGESELLSCHAFT DER ETABLISSEMENTS
JULES PERRENOUD & C^{ie}

BERN Theaterplatz 8

Hanna Wegmüller

Bundesgasse 16, Bern. Telefon 3 20 42

149

Das gute Spezialgeschäft für Sanitätsartikel und Parfümerie

Für die diesjährige Schulreise kein schöneres Ziel als der

Niesen 2367 m über Meer

mit seiner umfassenden Rundsicht in die Gletscherwelt der Hochalpen, in Täler und auf Seen, ins weite schöne Berner- und Schweizerland!

Bahntaxen: Mülönen – Schwandegg Fr. 1. 30. Talfahrt Fr. —. 95. Retourfahrt Fr. 1. 85
Mülönen–Niesen Kulm Fr. 2. 10. Talfahrt Fr. 1. 50. Retourfahrt Fr. 2. 50

Im heimeligen Kulm-Hotel Suppe mit Brot Fr. —. 60



Auskunft durch **Niesen-Bahn Mülönen**, Telefon 8 10 12

Vereinsanzeigen.

Einsendungen für die **Vereinsanzeigen** der nächsten Nummer müssen **spätestens bis nächsten Mittwoch** in der Buchdruckerei Eicher & Roth, Speichergasse 33, Bern, sein. Dieselbe Veranstaltung darf nur **einmal** angezeigt werden.

Alle Einsendungen für den **Textteil** an die Redaktion.

Offizieller Teil.

Sektion Fraubrunnen des BLV. *Sektionsversammlung* Freitag den 11. Juli, 14 Uhr, im Seminar Hofwil. Traktanden: 1. Protokoll; 2. Rechnungsablage; 3. Jahresbericht; 4. Unvorhergesehenes; 5. Chopin-Feier. Herr Pfarrer Burri, Bern, spricht über Chopin und trägt Werke des Komponisten vor.

Sektion Oberemmental des BLV. *Hauptversammlung* Samstag den 12. Juli, 13 $\frac{1}{4}$ Uhr, im Sekundarschulhaus in Langnau. Traktanden: 1. Geschäftliches; 2. Lichtbildervortrag von Chr. Rubi, Lehrer, Bern, über «Volkskunst und Schule». Näheres siehe Zirkular.

Sektion Trachselwald des BLV. *Botanische Exkursion* Grünenmatt-Rothenbühl-Lüdern, Dienstag den 15. Juli. Leitung: Herr Prof. Dr. W. Rytz, Bern. Tagesplan wird den Sektionsmitgliedern durch Zirkular bekanntgegeben.

Nichtoffizieller Teil.

Lehrergesangsverein Biel und Umgebung. Montag den 7. Juli keine Übung. Wiederbeginn nach den Sommerferien.

Ferien-Austausch

(Knabe oder Mädchen)

Lehrer in Lausanne sucht Kollegen, welcher einen 14jährigen Schüler aufnehmen würde. Eine Stunde Unterricht per Tag erwünscht. Beste Referenzen. Sich wenden an **J. Tappy**, Lehrer, Ecole Miremont, Lausanne, Telephon 2 87 74. 169

KLAVIER

Schmidt-Flohr, Burger & Jacobi, Thürmer, kreuzsaitig, wie neu, günstig abzugeben. Miete, Teilzahlung.

E. Zumbrunnen, Bern
Gerechtigkeitsgasse 44

Geld

erhalten Sie

ohne Bürgen, prompt und zuverlässig. Hunderte treuer Kunden schätzen unsere seriöse Bedienung. **Absolute Diskretion.** Gef. Rückporto beilegen.

Bank Prokredit, Fribourg

XV. Sommerkurs der STIFTUNG LUCERNA

Thema:

Der Mensch und die Sprache

Referenten: Univ.-Prof. *Charles Bally*, Genf; Dr. med. et phil. h. c. *Ludwig Binswanger*, Kreuzlingen; Univ.-Prof. Dr. *Albert Debrunner*, Bern; Univ.-Prof. Dr. *M. Lehmann*, Zürich; Univ.-Prof. *Marcel Raymond*, Genf.

Leiter der Diskussion: Univ.-Prof. Dr. *Paul Häberlin*, Basel.

VORLESUNGEN und DISKUSSIONEN von

Montag den 21. Juli bis Freitag den 25. Juli 1941, in Luzern, Grossratssaal.

Kurskarte Fr. 15.—; für Studenten, stellenlose Akademiker, arbeitslose Lehrpersonen Fr. 5.—; für alle Wehrleute in Uniform oder mit Armbinde gratis.

Ausführliches Programm durch den Kursaktuar Dr. *M. Simmen*, Rhynauerstrasse 8, Luzern, Telephon 2 23 13. 171

Ferien- INSERATE

sofort aufgeben!



Wir beraten Sie gerne über Auswahl der Blätter, Abfassung und Anordnung der Inserate. Unsere vieljährige Erfahrung auf dem Gebiete der Zeitungsreklame bringt Ihnen Vorteile. **Orell Füssli-Annoncen, Bahnhofpl. 1, Bern.** Tel. 2 21 91

Teppiche

Bettvorlagen, Milieux, Tischdecken, Läufer, Wolldecken, Türvorlagen

Linoleum

Läufer, Milieux, Vorlagen, Stückware zum Belegen ganzer Zimmer

Orient-Teppiche

beziehen Sie vorteilhaft im ersten Spezial-Geschäft

Meyer-Müller

& Co. A.-G. Bern

Bubenbergsplatz 10

102

ESSZIMMER

Wohnzimmer
Schlafzimmer
Spez. Einzelanfertigungen
Nur eigene Fabrikate
In jeder Preislage
Grosse Ausstellung

207

MÖBELFABRIK WORB

E. Schwaller A.-G. Telephon 7 23 56

Siebenhundertfünfzig Jahre Bern - Sechshundertfünfzig Jahre Eidgenossenschaft.

Vortrag von *Arnold Jaggi* an der Feier des Seminars Bern-Hofwil, 3. Juli 1941 (hier etwas erweitert).

Anfänge.

In seinem Buche «Der Gotthard» stellt Spitteler fest, der berühmte Pass sei «ohne Sang und Klang, ja sogar ohne die kleinste Notiz in den Annalen» ins Dasein getreten. Hieran schliesst er die kritische Bemerkung: «Das hätten wir besser gemacht, nicht wahr, wenn wir damals gelebt hätten? Was für pompöse Eröffnungsfeierlichkeiten hätten wir in Scene gesetzt! Was für „zündende Reden“ abgefeuert! Was für begeisterte Toaste geschleudert! Was für eine Unmasse abstrakter Substantive verpufft! Ehrenjungfrauen und Blechmusiken wären aufmarschiert zwischen den Flaggen aller Nationen auf der mit Alpenrosen und Edelweiss aufgeputzten Passhöhe. Das Ganze hätte in ein riesiges Bankett gemündet, wo der Lorbeer wohlfeil war und der Ehrenwein gratis...»

Bei der Gründung der Stadt Bern und der Eidgenossenschaft ging es nicht ganz so still und wortkarg zu wie bei der Eröffnung des Gotthardpasses; aber viel Lärm wurde auch nicht gemacht. Es sind jedenfalls nur sehr spärliche Nachrichten auf uns gekommen. Daher wissen wir über diese Ereignisse nun auch weniger, als uns lieb ist.

Die Gründung und der Gründer der Stadt Bern werden zuerst im ältesten bernischen Stadtrecht, in der sogenannten Handveste, erwähnt. Diese soll 1218 entstanden sein. Allein es haben sich hierüber Zweifel erhoben. Sicher ist, dass König Rudolf von Habsburg diese Handveste 1274 bestätigte. Das Datum 1191 überliefert erstmals eine lateinische Chronik, die um 1325 entstand. Es ist nicht ausgeschlossen, dass es sich 1191 schon um eine gewisse Erweiterung der Stadt gehandelt hat und dass die eigentliche Gründung früher anzusetzen ist. Sei dem wie ihm wolle, gewiss ist, dass Bern nicht etwa in ein Urwaldgebiet hinein gebaut wurde; unsere Gegenden waren vielmehr schon stark besiedelt, und es gab in der Umgebung der Stadt sogar Ortschaften, die seither verschwunden, d. h. eigentlich von ihr aufgesogen worden sind.

*

Was die Entstehung der Eidgenossenschaft anbelangt, so steht das Datum 1291 insofern fest, als der lateinisch abgefasste Bundesbrief, der uns im Original erhalten ist, dieses Jahr nennt und aus ihm stammt. Allein sein zweiter Artikel besagt, dass «die alte eidlich bekräftigte Bundesurkunde durch Gegenwärtiges» erneuert werde. Aus diesem Hinweis und aus gewissen andern Anzeichen schliesst

man, ohne Zweifel mit Recht, dass dem Bund von 1291 eine noch ältere Vereinbarung vorausgegangen sei. Wann diese abgeschlossen worden ist, lässt sich nicht mehr mit Sicherheit ermitteln. Es bestehen nur Mutmassungen. Die Gelehrten unserer Epoche haben u. a. auf die Jahre 1241, 1251/52 und auf 1288 geraten.

Uns interessiert vor allem, warum und wie es zum Bunde von 1291 gekommen ist. Bestimmt zu ihrem Werke wurden die Begründer einmal durch den habsburgischen Steuerdruck. König Rudolf hat von seinen Untertanen nachweisbar nicht selten das Doppelte und Vierfache der rechtmässigen Abgaben erhoben.

Beängstigend für die drei Orte, besonders für Uri, aber auch für Schwyz, war ferner dies: Der König brachte die Gewalt über Land und Leute, über Strassen und Zölle rings um sie herum an Oesterreich, so die Kastvogtei über Einsiedeln und die Reichsvogtei über Urseren, die er seinen Söhnen liess. Diese konnten darum jederzeit den so wichtigen Gotthardweg sperren. Der Gotthardweg aber, d. h. das rege Transportgewerbe von und nach Italien, verschaffte den zahlreichen Säumern und Schiffern der Orte einen nicht geringen Teil ihres Brotes.

Schwer trugen die Bergleute überdies an der Gerichtsherrschaft. Das deuten mehrere Artikel des Briefes von 1291 an, vor allem der sogenannte Richterartikel, der als einziger in der ersten Person abgefasst und wohl 1291 in die ältere Bundesurkunde eingeschoben worden ist. Er lautet: «Wir haben auch in gemeinsamem Ratschlag und mit einhelligem Beifall einander gelobt, festgesetzt und verordnet, dass wir in den vorgenannten Tälern keinen Richter, der dies Amt um irgendwelchen Preis oder um Geld irgendwie erkaufte hätte oder der nicht unser Einwohner und Landmann wäre, irgendwie annehmen oder anerkennen.»

Keine fremden Richter und Schutz vor dem Gerichtsherrn und den Gerichtslasten ganz allgemein — das ist eine Grundforderung des Bundesbriefes von 1291. Ja, noch mehr. Das ist, ausgesprochen oder nicht ausgesprochen, das stille Ziel der geplagten, nach Freiheit strebenden mittelalterlichen Gerichtsgemeinden in unserem Lande überhaupt. Gefürchtet und verhasst waren im 13. Jahrhundert vor allem die grossen öffentlichen Frühjahrs- und Herbstgerichte, die sogenannten Landtage. An ihnen erschienen die Landgrafen und auf geistlichem Besitz die Kastvögte persönlich, und zwar nicht selten mit einem übermässig grossen Gefolge von Rittern und Pferden, mit Dienern, Hunden und Habichten. Sie alle lebten während der Tagung auf Kosten der Gerichtsgemeinden. Diese mussten also für Herberge, Fleisch und Brot, Wein und Haber sorgen. Und man weiss, dass Leute, die weit geritten sind, einen

starken Appetit haben, namentlich wenn sie den Tisch nicht selbst zu decken brauchen. Ueberdies neigten die Gerichtsherren dazu, noch ausserordentliche Gerichtstage zu veranstalten oder die Gerichtsinsassen vor auswärtige Gerichte zu laden. Anlässe und Vorwände hiezu fanden sich leicht: In weniger wichtigen Fällen urteilten nämlich einheimische Untergerichte. Wenn nun hier die Urteilsfinder, die Schöffen, nicht einig wurden oder die eine Partei appellierte, so erfolgte Weiterzug an den Landtag oder ein entferntes Obergericht. Das hatte schwere Kosten zur Folge.

Die Gerichtsherren benutzten die Landtage auch dazu, rechtmässige und — in verschleiierter Form — oft auch unrechtmässige Abgaben und Steuern einzufordern. Man kann das mittelalterliche Gericht eben nur bedingt mit dem heutigen vergleichen; es bedeutete nämlich immer zugleich auch ein Stück Herrschaft.

Die Untergebenen suchten sich gegen Uebergriffe und Beschwerden zu schützen. Ein Mittel hiezu war die möglichst genaue Festsetzung, was rechtens sei. So erreichte das Stift Beromünster im Jahre 1223 z. B., dass sein Kastvogt, der Graf von Kyburg, ausdrücklich anerkannte, er dürfe sich nicht anmassen, ungerufen in den Flecken zu kommen, um Recht zu sprechen, ausgenommen zweimal im Jahre, nämlich zwei Tage im Mai und zwei Tage im Herbst, und zwar sollte er dann «bloss» mit vierzig Berittenen erscheinen. Beidemale sorgte das Stift für den Unterhalt während eines Tages.

Eine zweite Möglichkeit, sich vor Schädigung durch das Gericht zu hüten, bestand in folgendem: Die Bürger gelobten sich, unter Vereinbarung einer Strafe, den Spruch der einheimischen Richter anzunehmen — diesen zu gehorchen, so sagt der Brief von 1291 — und auf jede Appellation zu verzichten. Oder man entschloss sich, keine fremden Richter anzuerkennen; dann war der Gerichtszug nach auswärts verhindert. Aber noch viel mehr: dann besass man eine Gewähr dafür, dass man nicht willkürlich und nicht nach fremdem Recht oder auch fremdem Belieben gerichtet wurde. Kurz und bündig, so ist gesagt worden: «Der Kampf um die Freiheit war in der Schweiz von allem Anfang an ein Kampf um den eigenen Richter», ein Kampf also gegen fremde Einflüsse, gegen Vögte von aussen. Wir wissen heute, um wie Entscheidendes es da ging.

Der Kampf mit den Erben König Rudolfs von Habsburg.

Den äusseren Anlass zum Abschluss des Bundes vom August 1291 gab der Tod König Rudolfs von Habsburg. Er starb am 15. Juli 1291 zu Speier. Ob die Trauerkunde die Bewohner der Waldstätte wirklich traurig stimmte, wissen wir nicht. Möglicherweise haben sie etwas Aehnliches getan wie die Appenzeller, als einer ihrer verhassten Aebte in St. Gallen starb. «Und do man im mess sang», so erzählt der Chronist, «do tanzotent die bergglüt offenlich durch die stat von fröden, won er si ze

vast übernossen hatt.» Auch Rudolf hatte seine Untergebenen «ze vast übernossen». Und so könnte es wohl sein, dass die Sennen auf den Bergen und die Säumer auf ihren Wegen über der Todesnachricht einen Jauchzer anstimmten; ist es doch ein stilles Gesetz, dass sich die misshandelte Natur rächt, wenn die grossen Bedränger dahingehen, und nach überstandener Tyrannei frohlockt das menschliche Herz.

*

König Rudolf hatte sich überall erbitterte Gegner gemacht. Als sie seinen Tod erwarteten und vollends als er eintrat, bereiteten sie sich zum Kampfe vor. Sowohl jenseits wie diesseits des Rheins schlossen sie sich zu Bündnen zusammen. Es ist bezeichnend, dass in unseren Landen ein naher Verwandter Rudolfs, der Bischof von Konstanz, besonders eifrig daran arbeitete, eine solche Koalition zustande zu bringen. Er verband sich zunächst mit Zürich, das unter den unerhört hohen Reichssteuern schwer gelitten und schon «längst insgeheim» seine Entschlüsse gefasst hatte. Bald schlossen sich eine Reihe von Städten und adeligen und geistlichen Herren an, so Konstanz, Luzern, der Abt von St. Gallen, der Graf von Toggenburg, die Gräfin von Rapperswil und viele andere.

In der Westschweiz verbanden sich der Graf Amadeus von Savoyen, sein Bruder Ludwig von der Waadt und die Städte Payerne, Murten und auch Bern. An einem Septembertag 1291 kam der Bischof von Konstanz mit dem Grafen von Savoyen persönlich in der Kirche zu Kerzers zusammen und vereinbarte mit ihm ein Bündnis zwischen den ost- und den westschweizerischen Gegnern Habsburgs. Dieser antihabsburgischen Koalition traten im Oktober 1291 auch Uri und Schwyz indirekt bei, indem sie ein Bündnis mit Zürich eingingen.

Sie vereinbarten, dass man den Herren so dienen wolle, «wie *vor* des Chünges ziten und nach rechte». — *Vor*, nicht *zu* des Königs Zeiten. Das ist aufschlussreich. Wer Zürich anreiten oder denen von Uri oder Schwyz «in ihr Land fahren» wollte, den versprach man abzuwehren mit aller Macht, wenn nötig «mit Raub, mit Brand und mit allem, was wir dazu tun mögen».

Jene antihabsburgische Koalition erlitt jedoch im Frühjahr 1292 bei Winterthur eine vernichtende Niederlage. Was die Waldstätte in diesem Kampfe unternahmen, weiss man nicht im einzelnen. Nur das ist sicher, dass sie eingriffen. Denn es ist uns bezeugt, dass ein österreichischer Landvogt Warenballen von Mailänder Kaufleuten, die durch Uri hätten transportiert werden sollen, «wegen der von den Leuten des Tales erregten Zwietracht» in Luzern zurückhielt und sie erst im Frühjahr 1293 freigab.

Nach den Zickzack-Ereignissen der nächsten zwanzig Jahre fiel die Entscheidung bei Morgarten, und zwar, wie jedermann weiss, so, dass Herzog Leopold Hals über Kopf flüchten musste und in Winterthur mit verstörtem Antlitz eintraf, «halb-tot vor übermässiger Trauer». So erzählt der Franziskaner Mönch Johannes aus Winterthur und fügt bei: «Das habe ich mit eigenen Augen gesehen.

weil ich, damals ein Schulknabe, mit andern ältern Knaben meinem Vater vor das Tor mit nicht geringer Freude entgegenlief.»

Im Jahre 1318 wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen. Oesterreich dachte aber nicht im mindesten daran, seine Herrschaftsansprüche aufzugeben. Hievon später.

Die Befreiung — Sage oder Geschichte.

Eine Frage liegt dem Schweizer auf der Zunge, wenn er sich mit den Anfängen der Eidgenossenschaft beschäftigt, nämlich: Wie steht es mit den Geschichten von der Vertreibung der Vögte und dem Bund auf dem Rütli?

Kritische Historiker des 19. Jahrhunderts beobachteten, dass die verschiedenen Chronisten die Befreiung in manchen Dingen verschieden erzählten, vor allem, was die Datierung betrifft, aber auch sonst. Die Forscher wurden misstrauisch, besonders dann, wenn die späteren Erzähler mehr zu wissen vorgaben als die früheren. Schliesslich kamen die Skeptiker, unter dem Einfluss des allgemein überwuchernden kritischen Zeitgeistes, zur Ueberzeugung, diese Erzählungen seien im wesentlichen oder gar samt und sonders in das Gebiet der Fabel und der Sage zu verweisen.

In den letzten zwanzig Jahren sind diese Dinge mit einem grossen Scharfsinn und, was man nicht immer weiss, verbunden mit einem ungewöhnlichen Sammelfleiss von neuem durchforscht und neu beleuchtet worden. Den grössten Namen und dauernde Verdienste hat sich hiebei *Karl Meyer* erworben.

Die älteste uns erhaltene Erzählung der Befreiertaten enthält ein altes Kanzleibuch in Sarnen. Man nennt es wegen der Farbe seines Pergamenteinbandes das «Weisse Buch». Der betreffende Abschnitt ist um 1470 geschrieben. Allein es handelt sich hiebei, wie *Karl Meyer* des bestimmtesten glaubt, beweisen zu können, nicht um das Original, also nicht um den Urtext, sondern um eine Abschrift, und zwar schon von zweiter Hand. Aufgeschrieben wurde die Erzählung zum erstenmal im 14. Jahrhundert auf Grund mündlicher Ueberlieferung der Generation, die alles miterlebt hatte. Wichtig war nun, dass die Ereignisse im Weissen Buch und offenbar auch in seinen verloren gegangenen Vorlagen nicht datiert sind. Die Chronisten, die zum Teil das Weisse Buch, zum Teil auch dessen Unterlagen benutzten, gerieten so in Verlegenheit, wie sie die Dinge zeitlich einordnen sollten. Diese Verlegenheit war aus folgendem Grunde doppelt gross: Sie wussten, dass dem Dreiländerbund von 1315 noch eine ältere Verbindung vorangegangen war; aber sie kannten diese selbst, d. h. deren Beurkundung, nicht, auch nicht das Datum 1291. Das Dokument war im Archiv offenbar zeitweise verlegt und nicht auffindbar. Derartiges kommt oft vor. Die Chronisten versuchten nun diesen ihnen, was Datum und Urkunde betrifft, unbekannten Bund von 1291 zu datieren. Die einen sagten «ungefährlich» 1292, andere 1294, 1296 oder 1298, die dritten «etliche Jahre vor Morgarten». Tschudi erklärte auf Grund von Ueberlegungen, die wir zum Teil kennen, Neujahr 1308. Auch in andern Hin-

sichten strebten die Chronisten danach, Lücken auszufüllen und den geschichtlichen Tatbestand zu rekonstruieren. Dabei suchte, wie heute, ein jeder neue Darsteller, wenn immer möglich über seine Vorgänger hinauszukommen, d. h. die Dinge noch genauer, richtiger und präziser zu schildern. Hiebei haben diese Geschichtsschreiber, wiederum wie die modernen, allerlei gedeutet, kombiniert, mit Schlüssen, Rückschlüssen und Hypothesen gearbeitet und sich natürlich auch geirrt; aber sie haben sich vielfach auf eine sehr vernünftige, sozusagen einleuchtende Weise geirrt, einleuchtend im Blick auf das Material, das ihnen vorlag. Man erkennt zuweilen noch, warum sie gerade den betreffenden und nicht einen andern Schluss zogen. Von unserem heutigen Empfinden aus haben sie indessen einen Fehler begangen: Sie haben nicht oder nicht mit der nötigen Klarheit darauf hingewiesen, dass sie nicht absolut Feststehendes, sondern Vermutetes und Erdeutetes gaben; allein sie glaubten nicht, dass sie sich getäuscht hätten. Wer will sie deshalb tadeln? Gibt es doch zu allen Zeiten Leute, die ihrer Sache auch dann sicher sind, wenn sie unrecht haben. Der Nachfahre des 19. Jahrhunderts aber setzte eine strenge Miene auf und glaubte, sein Kollege habe einfach erfunden, wo dieser bloss falsch kombiniert hatte oder etwas leichtgläubig gewesen war. Ja, zuweilen tadelte der Kritiker ihn auch da, wo er, der ältere, recht und der jüngere unrecht hatte.

Es lässt sich heute nicht mehr präzis und mit Bestimmtheit ausscheiden, was Sage und was Geschichte ist. Sicher ist zweierlei: Erstens, die ganze Befreiungserzählung stellt im Grundsätzlichen und dem Geiste nach den geschichtlichen Tatbestand durchaus treu und zutreffend dar. Zweitens, das was wir als Sage bezeichneten, enthält auch im einzelnen bei weitem mehr streng Geschichtliches, als wir lange annahmen. Nur wenige Beispiele.

Das Weisse Buch erzählt: Unbewaffnete haben dem Landvogt im Schloss Sarnen zu Weihnachten Gaben überbracht und diese persönlich in der Küche abgeliefert. Als hier so viel Leute beisammen waren, dass sie glauben durften, sie vermöchten die Tore offen zu halten, ging einer an den Auslug neben der Küche und gab den Helfern, die sich bewaffnet in den Erlen unterhalb einer Mühle versteckt hielten, ein Zeichen mit einem Hörnli.

Im Jahre 1895 wurden die Ruinen der Burg Sarnen ausgegraben. Dabei entdeckte man, dass sich die Küche und das Ausfallpfortchen wirklich auf der betreffenden Burgseite der Aa-Mühle gegenüber befanden.

Etwas zweites. Der uns erhaltene Bundesbrief von 1291 sagt ausdrücklich, dass sich im August dieses Jahres nur Schwyz, Uri und Nidwalden verbunden haben. Obwalden trat erst nachträglich bei, und zwar sehr wahrscheinlich deshalb, weil die Burg Sarnen später, nämlich eben wohl um Weihnachten, gebrochen wurde, aber nicht, wie Tschudi meinte, um Weihnachten 1307, sondern, wie *Karl Meyer* glaubt, um Weihnachten 1291. Den Beitritt Obwaldens dokumentierte man nur so, dass man in das Siegel Nidwaldens die Worte «et vallis superioris» hineingravierte.

Ein dritter Hinweis. Das Weisse Buch erzählt: «In denselben zyten was einer ze Swiz, hies der stoupacher und sas ze steinen dissent der brugg. Der hat ein hübsch *stein* hus gemacht. Nu was der zyt ein gesler da vogt jn des Richs namen. Der kam auf ein mal und Reit da für und rüft dem stoupacher und fragt jnn, wes die hübsch herbrig were. Der stoupacher antwurt jmm und sprach trurenklich: gnediger herre, sy ist üwer und min lechen, und getorst nit sprechen, das sy sin were, also vorcht er den herren. Der herr Reit da hin.» Rechtshistoriker haben schon vor Karl Meyer darauf hingewiesen, dass dieser Zug ohne Zweifel echt sei. Steinernen Häuser aber galten in unserem Lande als Festungen, und es war ausdrücklich verboten, ohne Erlaubnis des betreffenden Landesherrn solche Häuser zu bauen. Die späteren Erzähler haben nicht mehr festgehalten, dass es sich um ein *Steinhaus* handelte, und so bekam die kleine Geschichte einen andern und falschen Sinn; aber sie wurde nicht erfunden.

Was endlich das Aufpflanzen des Hutes anbelangt, ist daran zu erinnern, dass der Hut im Mittelalter, das ist längst bekannt, ein wichtiges Rechtssinnbild war. Er zeigte sowohl Privateigentum wie politische Herrschaft an, namentlich Gerichtsherrschaft. Was den Hinweis auf Privateigentum anbelangt, ist uns u. a. folgendes Beispiel aus Bayern bekannt: Wenn ein Hüterbub bemerkte, dass fremdes Vieh über die Grenze hinüberweidete, so sollte er «seinen *hütstab* einstecken und den hut daran hängen zum zeichen, dass der andere viehehüter mit seinem viehe weichen solle».

In bezug auf das zweite, die Gerichtsherrschaft, verhält es sich so: War es strittig, wer an einer Gerichtsstätte Recht zu sprechen hatte, so bekräftigte man den Anspruch durch das Aufpflanzen des Hutes. Einst waren z. B. der Ammann des Bischofs von Basel in Pieterlen und der Schultheiss von Büren uneinig darüber, wer an der Brücke von Büren zu urteilen habe. Als der Ammann nun das Gericht hegte, da kam der Schultheiss «und fragte den amptmann, warumb er do ze gerichte sesse oder von wes wegen. Do sprach der ammann: «von mins herren wegen von Basel.» — «wer ist din herre von Basel?» — da nam er sinen stab und stackt inn in den herd, und satzte sin hute daruf und sprach: «hie ist min herre von Basel.» So geschehen um die Mitte des 14. Jahrhunderts.

Nun wissen wir, die Eidgenossen wollten keinen fremden Herrn im Tale richten lassen. Es braucht uns darum keineswegs zu verwundern, wenn das Weisse Buch zu erzählen hat: «Da fügt sich uf ein mal, das der landvogt der Gesler gan Ure für und namm für und stagt ein stecken under die linden ze Ure und leit ein hut uf den stecken und hat daby ein knecht und tett ein gebott, wer do für giengi, der solty dem hut nygen, als were der herr da und wer das nit täti, den wolt er straffen und swar büssen, und solti der knecht dar uf warten und den leiden (angeben).»

Karl Meyer bemerkt durchaus überzeugend: Indem der Landvogt unter der Linde zu Altdorf in dieser Form sein Landgericht ankündigte,

«zeigte er demonstrativ: diese Gerichtsstätte, das Landgericht in Uri, gehört einzig mir und keinem anderen.»

Auch hier hat die spätere Erzählung allgemach eine Umdeutung vorgenommen, weil sie die zu Grunde liegenden Rechtstatsachen nicht mehr verstand.

Man darf nach allem wiederholen: Die Erzählung von der Befreiung — die Befreiungssage — spiegelt den geschichtlichen Tatbestand durchaus treu, wenn auch da und dort etwas umgedeutet und mit gewissen Zutaten.

Im übrigen haben wir uns natürlich vor einem falschen Schlusse zu hüten: Unser eidgenössisches Heil hängt nicht davon ab, ob wir fremde Herrschaft auf diese oder jene Weise abschüttelten; wesentlich ist nur, dass wir uns wirklich befreit haben und — auf immer frei bleiben.

Aehnliche politische Ziele und gemeinsame Gegner führen Bern und die Eidgenossen zusammen.

Wie die Bewohner der Urschweiz, so strebten auch die Bürger Berns nach möglichst grosser Selbständigkeit. Als König Rudolf von Habsburg im Januar 1274 in Basel erschien, legten ihre Boten ihm ihre Handveste, d. h. ihre Rechtsordnungen, zur Bestätigung vor. Mögen diese entstanden sein, wie sie wollen, sie spiegeln jedenfalls, was die Stadt schon erreicht hatte und was ihr teuer war. Da erklärte Rudolf z. B.: «Auch dies beschliessen und versprechen wir euch, dass weder wir noch einer unserer Nachfolger euch den Schultheissen, Leutpriester, Schulmeister, Siegrist, die Räte, den Weibel oder irgend einen Beamten setzen sollen; sondern welche ihr euch mit gemeinem Rate vorsezt, die verpflichten wir uns zu bestätigen.» In dieser Handveste stand auch der Satz: «Wenn ein Bürger den andern Bürger vor einem *auswärtigen* Richter belangt, so soll er ihm allen Schaden, den er dort erleidet, ersetzen und überdies dem Schultheissen 3 Pfund und dem Kläger 3 Pfund Busse bezahlen.» Man legte in Bern also genau gleich wie in den Waldstätten Wert darauf, nicht vor ein fremdes Gericht geladen zu werden.

Die Stadt an der Aare hatte überhaupt ähnliche Interessen wie die nach Freiheit strebenden Bergbewohner und beide kämpften auch immer wieder gegen die gleichen Gegner, nämlich Oesterreich und die mit ihm verbündeten Adeligen. Einige Hinweise: In den Jahren 1288 und 89, d. h. unmittelbar vor dem Abschluss des ersten eidgenössischen Bundes, kämpfte Bern wegen Steuerforderungen gegen den Sohn Rudolfs von Habsburg, zuerst mit Erfolg; dann aber unterlag es an der Schosshalde. Hernach, 1291/92 schloss sich Bern, wie erwähnt, der grossen antihabsburgischen Koalition an. Später, im März 1298, zog die junge Stadt gegen die Verbündeten Albrechts ins Feld, schlug sie am Dornbühl und zu Oberwangen und erwarb darauf ihr erstes Landgebiet. Zwölf Tage vor der Schlacht bei Morgarten erklärte der bernfeindliche Graf Hartmann von Kiburg, er habe zu den Heiligen mit erhobener Hand einen «gestabten» Eid geschworen, den Herzogen von Oesterreich gegen Schwyz und alle Waldstätte

mit zwanzig Rossen und den entsprechenden Leuten dienen zu wollen. Möglicherweise zog er selbst mit nach Morgarten. Sicher kämpften und fielen dort kiburgische Dienstleute, so der Ritter Ulrich von Mattstetten und der Junker Rudolf Kerro von Kernenried. Im Frauenkloster Fraubrunnen wurden Seelenmessen für sie gestiftet. Daher kennen wir ihre Namen. Es waren nicht die einzigen Adeligen aus unseren Gegenden, die nachweislich bei Morgarten ins Gras beissen mussten, und von wie vielen wissen wir nichts!

Auch nach Morgarten ist die Interessen- und Schicksalsgemeinschaft Berns mit der jungen Eidgenossenschaft überaus deutlich, so z. B. im Jahre 1318. Damals vereinbarte Leopold einen Waffenstillstand mit den Waldstätten. Er dachte aber keinen Augenblick daran, den Kampf gegen sie etwa endgültig aufzugeben. Im Gegenteil, er führte ihn sogleich mit wirtschaftlichen und diplomatischen Mitteln fort. Hierbei verband er sich neuerdings mit bernfeindlichen Dynasten, nämlich mit Hartmann und Eberhard von Kiburg und mit dem Freiherrn Johann von Weissenburg. Alle drei schwuren zu den Heiligen, dass sie Leopold mit Kriegsvolk gegen die Waldstätte unterstützen wollten und dass sie diesen nie gegen Oesterreichs Willen « Spis, Kost und Kauf » gewähren würden. Leopold schloss ausserdem einen Vertrag mit Johannes vom Turn, dem Herrn zu Gestelen und zu Frutigen. Dieser verpflichtete sich ausdrücklich, sowohl gegen die Waldstätte wie gegen Bern Hilfe zu leisten.

Bern und Oesterreich wurden in jenen Jahrzehnten Konkurrenten im engeren Oberland. Oesterreich suchte dieses Gebiet direkt oder indirekt durch das Mittel der Belehnung in seine Gewalt zu bringen, um die Eidgenossenschaft einzukreisen und die Anmarschwege gegen sie zu sichern. Bern aber strebte danach, sich Einfluss in Interlaken und Oberhasli zu verschaffen.

War es ein Wunder, dass unter diesen Umständen Bern und die Waldstätte, beide durch Oesterreich oder österreichisch Gesinnte behindert und bedroht, sich wider den gemeinsamen Gegner verbanden? Im Sommer 1323 schlossen sie zu Lungern ein Bündnis ab. Im Laupenkrieg bewährte es sich. Sonntag, den 20. Juni 1339, nachts, rückten 900 Mann aus den Waldstätten in Muri ein, und am folgenden Tage halfen sie den Sieg auf dem Bramberg erringen. Soweit wir das heute nachprüfen können, waren fast alle Adeligen, die da gegen Bern kämpften, von Habsburg-Oesterreich abhängig. Vermutlich standen auf beiden Seiten Leute, die schon bei Morgarten gegeneinander gestritten hatten. Wer damals zwanzig Jahre alt gewesen war, zählte jetzt vierundvierzig. Aus Uri blieben u. a. auf dem Schlachtfeld Heini Zua dem Brunnen, Cuonrad an der Gand von Schattdorf und Walter Wäfler von Bürglen. Ihr Andenken sei geehrt!

Wenn die Urtschweizer Bern zu Hilfe eilten, so haben sie wohl für diese Stadt aber doch gleichzeitig auch für ihre Eidgenossenschaft gekämpft; desgleichen Bern, wenn es sein Gebiet erweiterte und sich des Adelsbundes erwehrte.

Trübe und strahlende bernisch-eidgenössische Tage.

Die Bundesurkunde von Lungern ging verloren. Möglicherweise sind manche ihrer Bestimmungen in den Bund von 1353 übergegangen. Dieser verband die drei Länder und indirekt auch Zürich und Luzern nach dem Willen der Vertragsschliessenden auf ewig mit der Stadt und dem Staat an der Aare. In der Folge wurden die entscheidenden Tage Berns auch zu entscheidenden Tagen der Eidgenossenschaft.

Die geschichtlichen Wege, welche Bern und seine Bundesgenossen seither zurückgelegt haben, führten über Höhen und durch Tiefen. Zittern und Zagen wechselten mit stolzer Freude über Erfolge und Siege. Um nochmals auf Laupen zurückzuweisen: Vom damaligen Sieg weiss jedermann; aber nicht jedermann weiss, wie zuvor Jammer und Verzweiflung Frauen und Kinder erfasst und umgetrieben hatten. In der Nacht vor dem Schlachttag « wacheten die frowen und weinoten uf dem Kilchhof und in der Kilchen und giengen mit zertanen armen crützwise und baten got siner genaden. » So erzählt der Chronist.

Man mag sich weiter in die Tage der Schlacht von Murten versetzen. Die dortige kleine Besatzung wehrte sechs Stürme ab; allein nun waren die Türme und Mauern ganz zerschossen, und die Kräfte der Belagerten gingen zu Ende. Würden sie aushalten können, bis die säumigen Eidgenossen anrückten? Die langsamsten waren diesmal die Zürcher. Wie oft hatte man ihnen geschrieben, dass « es ganz not sy »! Der Rat ermahnte die Leute im Feld, allem mit Weisheit und Besonnenheit zu begegnen und « kummber und schand zu verkommen » d. h. zu verhüten, zu meistern. Endlich, endlich rückte « ein gross Volk » nach dem andern heran. Da beschlossen die Ratsherren, « den stryrt uf nechst komen Sampstag » — den 22. Juni — « mannlichen zu thun » und sie « getruwen, es soll nitt anders denn glücklich und wol gan ». So bemerkte der Schreiber. Die Hoffnung erfüllte sich. Am Sonntag, dem 23. Juni, fanden sich Rät und Burger zur Zeit des Gottesdienstes auf der Plattform des Münsters ein und fassten den Beschluss, dass das siegreiche Heer den Feind verfolgen und ins Waadtland einfallen solle.

Die Burgunderkriege brachten denn auch den Beginn der Angliederung der Waadt. Genau nach einem halben Jahrhundert wurde diese ganz gewonnen. Das war wiederum ein stolzer bernisch-eidgenössischer Tag, als die natürliche Westgrenze, der Jurawall, die uralte « lantmark der uralten Eidgnoschaft gegen Sunnennidergang », erreicht wurde. — Es war überhaupt Bern, das für den Ausbau der Eidgenossenschaft nach Westen hin sorgte. Dieser Ausbau aber half entscheidend mit, die Eidgenossenschaft zu dem mehrstämmigen und mehrsprachigen Staatsgebilde zu machen, das sie seit langem ist.

Aber noch mehr. Indem Bern die Reformation in der Waadt, in Neuenburg und in Genf einführte oder doch mit kühner Hand beschirmte und be-

schützte, schuf und sicherte es am untern Genfersee jenes eigenartige religiöse Sturm- und Bollwerk, von dem aus Calvin und Calvinismus die Welt zu erschüttern und geistig umzuwandeln vermochten. «Ich erwäge, wie wichtig dieser Weltwinkel zur Ausbreitung des Reiches Christi ist.» So schrieb Calvin einmal.

*

Stark zweieinhalb Jahrhunderte nach der Eroberung der Waadt brach weit hinter der Jurgrenze in der Hauptstadt Frankreichs die grosse Revolution aus. Die Ordnungen unseres Landes waren nicht moralisch verdorben; aber sie waren starr, unlebendig geworden. Unsere besten Männer wussten es und suchten — so drückte sich einer aus — nach «einem Mittel, die veraltete Eidgenossenschaft wieder zu verjüngen». Sie fanden dieses jedoch nicht. So brachen denn eines Tages die Franzosen ins Land, nachdem sie es durch eine listige und skrupellose Propaganda, durch Agenten, Flugschriften und einschläfernde, falsche Versprechungen und Verlockungen unterwühlt hatten.

Was für Wirrnisse brachte uns der Frühling 1798! Samstag, den 3. März, fast auf den Tag genau ein halbes Jahrtausend nach dem bernischen Sieg zu Oberwangen, schrieb General Karl Ludwig von Erlach von Hofwil aus an den Rat, die Truppen seien zum Teil nach Hause gezogen, von andern wisse er nicht, wo sie hingekommen seien; da er seinen Posten nicht verlassen wolle, werde er ihn schliesslich mit seiner einzigen Person bekleiden müssen.

Und wie war es Montag, den 5. März? In der Morgenfrühe, als die Stadt noch schlief, begannen von all ihren Türmen die Glocken Sturm zu läuten, und auf den Gassen lärmten Trommeln. Beides, Glockenschall und Trommelschlag, dauerten «absatzweise» bis zum Mittag ununterbrochen an. Landleute, denen man die Todesangst aus allen Mienen ablesen konnte, zogen in Scharen durch die Stadt, um den Soldaten zu Hilfe zu eilen.

Wo steckten die eidgenössischen Hilfstruppen? Die Zürcher standen bei Friesenberg und wurden dort vergessen. Innerschweizer nächtigten vom 4. auf den 5. März bei Worb. Als man sie Montag früh aufforderte, ins Grauholz zu eilen, beschlossen sie, es nicht zu tun, sondern, so drückten sie sich aus, durch das Entlebuch «in das liebe Vaterland» zurückzukehren. Wie hatten sich seit Laupen und Murten die Zeiten und der eidgenössische Brauch gewandelt!

Nachmittags um halb zwei Uhr, bei strahlendem Himmel, marschierten die Franzosen in Bern ein. Auf den Kirchtürmen flatterten grosse weisse Fahnen und aus den Häusern unzählige Servietten, Lappen und andere weisse Tücher.

Unterdessen warfen ein paar Bataillone tapferer bernischer Truppen bei Neuenegg eine grosse französische Uebermacht über die Sense in wilde Flucht. Diese Waffentat hat das Geschick der alten Eidgenossenschaft nicht gewendet; aber sie hat ein Stück bernischer Ehre gerettet und den Nachfahren Zuversicht zu sich selbst und Wegleitung gegeben.

Das Seelenverderbendste der nun folgenden Fremdherrschaft war, dass wir unsere Peiniger loben und ihnen für ihre Guttaten danken mussten. Ein einziges Beispiel: Der mutige Zuger Tagsatzungsabgeordnete Sidler wagte 1811 an der Tagsatzung auf seine «tief schmerzende Empfindung über die Besetzung des Tessins» durch Truppen Napoleons hinzuweisen. Er fügte jedoch sogleich bei: «Wir verlieren aber nicht den Muth und wanken nicht im unbegrenzten Vertrauen auf seine Majestät, unseren erhabenen Vermittler — heissen Dank ihm! — Gegeben ist uns das kaiserliche Wort, die Schweiz soll bei ihrer Independenz und Integrität unangetastet bleiben.» Dieses Wort legte Napoleon als eine empörende Herausforderung aus, und die Botschaft, die ihm zur Geburt seines Sohnes gratulierte, musste ein ungnädiges Gewitter über sich ergehen lassen.

Die Zeiten wandten sich indessen abermals; der Mächtige stürzte, und die Kantone und die Eidgenossenschaft richteten sich neu ein, 1815 noch stark unter ausländischem Einfluss, 1830 und 1848 aber ganz nach ihrem eigenen Willen. Der Bezug des neuen Schweizerhauses, das 1848 gezimmert wurde und die Bestimmung des Bundessitzes — das war wiederum ein bedeutungsvolles bernisch-eidgenössisches Ereignis.

Jenem Zuger Sidler, der in seinem Herzen unter der Fremdherrschaft einst schwer gelitten hatte, war es vergönnt, als Alterspräsident die erste Sitzung des Nationalrates zu eröffnen. Man mag seine Genugthuung über die zurückgewonnene Selbständigkeit des Vaterlandes ermessen. Von der Feier beim Zusammentritt der ersten Bundesversammlung im November 1848 berichtet er: «Der letzte Montag war für mich ein wahrhaft erhebendes Freudenfest. Ueberall Schmuck, Fensterverzierungen, ausgehängte Fahnen, Kanonendonner, Volksmenge, Zug der neuen Behörden unter Spalier von Militär durch die Gassen, offene Sitzung in den Ratssälen... Musik, Gesang, des Abends Illumination durch die ganze Stadt und weit glänzend von den hohen Türmen herab, eine Menge schöner Lichtbilder, kurz, man schien keinen Aufwand gescheut zu haben, um die Festlichkeit zu erhöhen. Auch haben alle bereitwillig beigetragen und mitgeholfen, Stadt, Staat, Einwohnerschaft, Radikale und Aristokraten, Patrizier wie Gemeine.»

Von der neuen Bundesverfassung, seit dem Franzosensturm der ersten ganz selbständig entworfenen eidgenössischen Landesordnung, bemerkte er: «Schon dadurch, dass sie, frei von fremder Einmischung, rein von uns ausgegangen, und unmittelbar vom Volke selbst angenommen wurde, erhält sie einen entscheidenden Wert und versenkt ihre Wurzeln tief in schweizerischen Boden.» — Es war so.

Geistige Verwirrung in weltgeschichtlichen Sturmzeiten.

Um das Schweizerhaus, das wir damals errichteten, brausen heute Stürme, und manches eidgenössische Herz mag zu Zeiten ein Zagen und Zittern anwandeln. Das ist an sich eine natürliche Er-

scheinung, und insofern brauchen wir uns ihrer nicht zu schämen. Aber es darf nicht bei ihr bleiben. Wir haben im Gegenteil uns davon Rechenschaft zu geben, dass unsere allererste Aufgabe darin besteht, uns nicht entmutigen zu lassen. Der Kampf um den Mut spielt zu allen Zeiten, ganz besonders aber auch heute, eine ungemein wichtige Rolle. Der Mut hat mancherlei Quellen. Auf eine, vielleicht die entscheidendste weist uns Spitteler hin, wenn er einmal tadelt:

«Es fehlt der Mut, der im Gewissen sitzt.
Der freie Geist, der frisch die Wahrheit blitzt.»

Wir haben Ursache, dieses Wort vom «Mut, der im Gewissen sitzt» tief ins Herz zu fassen.

Wie um den Mut, so gilt es, auch um die innere geistige Klarheit zu ringen. Das ist schon deshalb nötig, weil in Sturmzeiten viele nicht für sie, sondern gegen sie streiten, bewusst und unbewusst, im In- und im Ausland. Was für wirre Ansichten verbreiten sich da!

Auf Unklarheit beruht z. B. die gutmütige Geschichtsdeutung, die Tyrannei, die darauf ausgeht, die Menschen und das Menschliche zu unterjochen und zu zertreten, sei schliesslich doch nicht etwas ernsthaft Gefährliches, denn sie werde ja sehr rasch die Erfahrung machen, dass sie nicht zum Ziele komme, und so verschwinde sie automatisch. Sozusagen ohne dass jemand einen Finger hiefür rühre, so denken sie. Das ist selbstverständlich ein schwerer Irrtum.

Der einmal erwachte lüsterne Wille, andern den Fuss auf den Nacken zu setzen, verschwindet nicht von selbst, sondern nur nach opfervollen Kämpfen, gleichgültig, in welcher Form diese geführt werden, ob offen mit den Waffen in der Hand, ob als Sabotage und passiver Widerstand oder in Gestalt von schweren Verzicht auf Amt, Würde und auskömmliches Brot.

Die Verwirrung kann auch das Allerhöchste und Allerheiligste betreffen. Wie schwankten einst die Geister hin und her über der Frage, was sie von Napoleon halten sollten! War er das Böse in Person, und stund er mit dem Teufel im Bunde, oder hielt Gott zu ihm? Johannes von Müller stellte zuerst allerlei scharfsinnige Prognosen. So meinte er einmal: «Die Gefahr — d. h. die Gefährdung — der Engländer ist gut; sie mussten geweckt werden; es war ein elender schläfriger Krieg.» Ein andermal bemerkte er über Napoleon: «Ich glaube, dass, wenn er z. B. die deutsche Nation unterjochte, er nach dem Untergang der Höfe, mit den Völkern unerwartet viel zu tun bekommen wird.» Heftig befahlte er den Korse, es sei keine «Wahrheit und Menschlichkeit» in ihm, er sei eine Zuchtrute, «aller Verbrechen und Niedrigkeit fähig»; auch nennt er ihn «die kalte Hand des Todes, des ewigen Todes, der alles lähmt, erstickt, versteinert ... über den Geist der Menschen gebieten zu können glaubt ... und alle Menschen verachtet, weil sie vor ihm knien und er doch am besten weiss, was

eigentlich an ihm ist... eine Naturrevolution kann den ganzen Pomp wie eine Flaumfeder wegwehen ... nie, nie verblendete mich sein Cothurn.»

So versicherte er. Allein Müller sollte sich zu früh gerühmt haben. In einer einzigen persönlichen Unterredung bezauberte Napoleon ihn derart, dass er stracks in sein Lager überlief. Dabei war Müller an sich keine verdorbene Natur; aber er war schwach, äusserst leicht bestimmbar und gegenüber jedem stärkeren Eindruck wehrlos. Hatte er schon früher die Frage erwogen, ob «die alles leitende Hand» Napoleon Europa vielleicht doch hingeworfen habe, so schrieb er jetzt: «Es ist eine sehr feierliche Zeit; was ihrem grossen Plan entgegenwirkt, wird sogleich blind und lahm.» Vordem hatte er die Eidgenossen gemahnt, sich in die Herrschaft des Mächtigen zu schicken, aber sich nicht darunter zu gefallen.

Jetzt erklärte er, dass das Vaterland «wie andere Länder sich fügen und ja treulich an den sich halten soll, dem die Welt nun gegeben ist.» — Die Zukunft zeigte, dass die Welt ihm doch nicht gegeben war. Wie falsch kann es also sein, die Verhältnisse des Augenblicks für dauernd massgebend zu erklären!

Allein wenn die Macht ihre Triumphe feiert, so nimmt der vom Erfolg Bezauberte den Hut ab, kniet hin und spricht andächtig von geschichtlicher Notwendigkeit, von Mission und vom Willen der Vorsehung.

In Wirklichkeit wissen die Zeitgenossen aber wenig vom Endsinn dessen, was sie erleben; ja dieser Endsinn steht noch gar nicht fest. Wie falsch wäre es z. B. gewesen, in den äusseren Erfolgen Napoleons den eigentlichen Sinn seiner geschichtlichen Erscheinung zu sehen! Unendlich bedeutsamer als alle seine märchenhaften Waffen-erfolge war das, was ohne und gegen seinen Willen, ja im Kampfe gegen ihn erwachte und geschaffen wurde. Auch in den Epochen der überraschendsten geschichtlichen Umwälzungen haben die betroffenen Völker die Aufgabe, am Sinn des Geschehens mitzugestalten und sich ihn nicht passiv von andern zuteilen zu lassen. Ernst Schürch hat sehr mit Recht bemerkt: «Ein Volk, das sein Schicksal einfach von aussen erwartet und nicht mit aller Kraft daran mitschmieden will, ist verloren.»

An die Jungen.

An unserem Geschieke mitzuschmieden — heute und besonders morgen — das ist auch die Aufgabe der Jungen unter uns. Es sei darum gestattet, uns einen Augenblick ganz an Euch zu wenden, junge Miteidgenossen. Wir älteren tun damit das, was in Not geratene Väter und Mütter gegenüber tüchtigen Kindern gelegentlich tun: Sie ziehen diese frühzeitig ins Vertrauen. Wir begeben uns hiemit übrigens auf gut alteidgenössische und altbernische Wege. Unsere Vorfahren pflegten das heranwachsende Geschlecht nämlich weit eher ins öffent-

liche Leben einzuführen als wir. So findet sich in der Berner Handveste der Artikel: « Wer immer das 14. Altersjahr zurückgelegt hat, kann alle bürgerlichen Rechte ausüben und gültiges Zeugnis vor Gericht ablegen wie ein anderer. Alle, welche jetzt in der Stadt unter 15 Jahren sind und es künftig sein werden, sollen stets im 15. Jahre ihres Alters schwören, alle Rechte und Freiheiten der Stadt treu zu beobachten ... »

Das war ein wichtiges Versprechen, das Leute ablegten, die jünger waren als ihr. « Alle Rechte und Freiheiten der Stadt — das heisst heute sinngemäss: des Staates, der Eidgenossenschaft — treu zu beobachten » — will sagen, zu bewahren und zu schützen.

Was sollen wir denn tun? So fragt Ihr vielleicht. Die Antwort auf diese Frage hat von jeher ernüchternd gewirkt und tut es auch heute, weil sie auf die so prosaischen nächsten Pflichten hinweisen muss. Für nächste Pflichten pflegen wir aber weit weniger Begeisterung aufzubringen als für ferne. Es fehlt indessen nicht an einem Ansporn, dem Alltag verantwortungsbewusster zu dienen als je: Treue und Untreue im kleinen stehen heute in besonders sicht- und fühlbaren Zusammenhängen mit dem Grossen und Grössten; ihre Auswirkungen sind folgenreicher als jemals. Das gilt auch für jene, die noch in den Schulbänken sitzen. Es ist z. B. wichtig, dass sie alles das, was auf das Vaterland Bezug hat, heute nicht bloss lernen, sondern zu ergründen suchen.

Lasst uns weiter etwas berühren, was den Jungen mit Recht sehr am Herzen liegt; das ist der Sport, der jetzt ungemein bedeutungsvoll sein kann. Es ist ein grossartiges Ziel, dafür zu sorgen, wie gesagt worden ist, « dass der Körper kann, was die Seele will ». Voraussetzung aber ist, dass die Seele etwas Rechtes, Wertvolles will. So besteht die Aufgabe, den Sport niemals so zu betreiben, dass diejenigen recht behalten, die da fürchten, er führe zu einer Verherdung und damit zu einer Zerstörung des geheimnisvollen inneren Menschen, auf den es schliesslich doch in allen Lagen entscheidend ankommt. Man darf auch ein witziges, aber durchaus ernst gemeintes Wort Carl Spittellers in seiner Gottfried Keller-Rede nicht vergessen; er sagte da, die wichtigste Aeusserung des Patriotismus in Friedenszeiten sei die Politik. « Also die eifrige Anteilnahme an den öffentlichen Geschäften und Aufgaben, und das Schimpfen auf den Kandidaten der Gegenpartei.

Andere Aeusserungen sind: die begeisterten Kundgebungen. Also die Verbrüderungen, Reden, Toaste, Gesänge und ähnliches; überhaupt Feste und Vereine... Leider gibt es auch ein patriotisches Getränk, den Alkohol. Süsse Getränke sind unpatriotisch. »

Und wie werdet Ihr Einschränkungen auf Euch nehmen, falls sie Euch in einem empfindlichen Punkte treffen? Um etwas Unfeierliches aufzugreifen: Würdet Ihr z. B. dem Vaterlande grollen, wenn es Euch einmal keine Velos verabfolgen wollte für Eure geliebten Radtouren? Und würdet Ihr dann

das erlisten, was Euch von Rechtswegen nicht zukäme?

Ganz besonders wichtig ist es, sich weder durch aus- noch durch inländische Propaganda täuschen und verlocken zu lassen. Wohl dem, der sich hier auf sein natürliches unmittelbares Empfinden verlassen darf und der auch dann unbeirrbar seiner Wege geht, wenn er selbst Menschen schwanken sieht, deren Name ihm bisher etwas galt!

Und endlich etwas Letztes: Man muss sich heute mit Geduld, Glauben und Beharrlichkeit wappnen. Mit Geduld. Wenn nicht alles trägt, drängen sich auch unserem Lande in den nächsten Jahren auf diesem und jenem Gebiete gewisse, vielleicht einschneidende Neuerungen auf, z. B. etwa im Zusammenhang mit der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit. Wenn sich dann Umwälzungen nicht so rasch vollziehen, wie Ihr das für absolut unerlässlich haltet, so verzweifelt nicht gleich, sondern gürtet Euch eben mit Geduld. Vor mehr als dreihundert Jahren berichtete ein päpstlicher Nuntius: « Die Schweizer sind langsam in ihren Geschäften. Nach endlosen Präliminarien wiederholen sie die gleiche Sache wenigstens viermal. Da darf man seinen Ueberdruß nicht merken lassen, muss vielmehr Freude an ihren Gebräuchen zeigen. Dann gewinnt man sie und macht sie zu den Geschäften geneigt. » Nun ist es für einen jungen Brausekopf freilich eine unerhörte Zumutung, dass er so klug sein sollte wie ein Bote des Heiligen Vaters. Aber das wird er doch einsehen, dass Mutter Helvetia nie zu den « geswinden » Frauen gehörte und vermutlich nie zu ihnen gehören kann. Wie hat doch Jeremias Gotthelf gemeint? « Im Schweizerland ist der üppige Boden nicht, der über Nacht Pflanzen treibt, unter deren Schatten am folgenden Tage Menschen ruhen können; wir haben ein steinern Land, und was wurzelt, wurzelt langsam. Aber sind die Wurzeln einmal getrieben ins harte Gestein, dann werfen Sturmwinde den Baum nicht um, dann splittern die Aeste, welche an die Wurzel wollen. »

An das so gemässigte Tempo des schweizerischen Politikers hat sich die Jugend immer wieder zu erinnern. Wenn das Alter aber weise ist, mutet es ihr in Sturmzeiten in dieser Hinsicht jedoch nicht allzuviel zu, sondern spuet sich.

Geduld, Glaube und Beharrlichkeit müssten wir uns auch für den allerschlimmsten Fall wahren. In der napoleonischen Zeit sind nicht wenige Kleinstaaten überrannt worden; sie sind aber, weil ihre Staatsidee fest und klar war, wieder erstanden und haben also die Macht, die sie vergewaltigt hatte, überlebt. Wie falsch wäre es von den Betroffenen gewesen, den Glauben an ihre Zukunft aufzugeben! Es bedarf indessen einer ungewöhnlichen geistigen Kraft und gewiss auch einer Begnadung, unter solchen qualvollen Prüfungen nicht zusammenzubrechen. Rühmen und brüsten wir uns jedenfalls nicht; aber lassen wir uns mahnen: « Mitbürger, die Verzweiflung richtet die Nationen zugrunde, die Hoffnung rettet sie. Verzweiflung in der Politik ist Hochverrat, die Hoffnung ist eine Bürgertugend und ein wesentliches Teil wahrer vaterländischer Gesinnung. » So Alexander Vinet.

Halten wir hier schliesslich mit Werner Näf fest: « Uebermächtige Gewalt könnte einmal, was Gott verhüte, unser kleines Land überdecken. Die Idee Schweiz wäre damit nicht widerlegt; aus ihr kann die Realität Schweiz jederzeit auferstehen. Das ist die Zuversicht für jeden Fall. »

Heute liegt uns unter anderem ob, dafür zu sorgen, dass die « Idee Schweiz », die « Idee Eidgenossenschaft », von der wir in dieser kurzen Stunde kaum geredet haben, sich in unsern Herzen und Gewissen täglich tiefer und fester verwurzle und verankere. Damit beginnt jede nachhaltige

Verteidigung des Landes und auch die Vorsorge für seinen allfälligen Neuaufbau. Im übrigen mögen wir im Sinne einer Strophe Adolf Freys, die er an das Vaterland richtet, den Vorsatz fassen:

Wir wollen deine Waffen schmieden,
Wir wollen deinen Grund besä'n
Und standhaft in der Berge Frieden
Der Schickung in das Antlitz sehn.

Keine Langeweile in der Ferienkolonie! Das Pestalozzi-Fellenberg-Haus Bern gibt *gratis* ältere Lesehefte aus seiner Leihbibliothek für Klassenlektüre an Ferienkolonien und bedürftige Kinderheime gegen Portovergütung ab. Alter, Anzahl und Milieu der Kinder angeben! E. G.

Helft dem Roten Kreuz in Genf Einzahlungen auf Postcheck Genf I 8032

Traitements et retenues.

En me rendant à l'assemblée des délégués de la SIB le 14 juin dernier, je lisais dans « L'Ecole Bernoise », parue le jour-même, sous la rubrique « Au Grand Conseil »: La première quote-part des allocations a déjà été versée aux fonctionnaires, employés et ouvriers de l'Etat.

C'était de bon augure, aussi, je m'attendais à apprendre enfin une nouvelle intéressante pour le corps enseignant. Mais les instituteurs en sont encore à discuter de la baisse des traitements et du prochain vote du peuple pour en obtenir la suppression. Quant aux pères de famille ils vivront avec l'espoir que l'année prochaine le moment sera peut-être venu de penser à leurs enfants. Et pourtant en 1940, bien des salariés ont déjà touché des allocations de vie chère; en 1941 nous serons les seuls certainement à ne recevoir qu'une promesse encore bien vague à réaliser en 1942, espérons-le.

La discussion la plus nourrie a été occasionnée par la Caisse interne de compensation. Le président de la section de Bienne romande a défendu énergiquement cette institution; il nous a même montré pour quelles raisons les sections de Bienne et de Berne l'avaient proposée. M. Vaucher nous a dit que les instituteurs des villes ne pouvaient pas élever une famille avec leur traitement seulement et qu'ils étaient obligés de trouver un supplément dans des salaires accessoires. D'où grosse perte pour les mobilisés de la ville. Or, il y a beaucoup de pères de famille qui doivent élever leurs enfants sans gains accessoires. Ces derniers ne verraient pas d'un bon œil la retenue faite servir à rembourser à des collègues plus favorisés des pertes de salaire, très sensibles sans doute, mais qui ne concernent pas leur traitement proprement dit. Faisons confiance aux instances responsables et espérons que notre argent n'est distribué qu'à bon escient.

Notre caisse interne accuse un actif qui pourra servir à aider les collègues sans place. Par ailleurs la caisse fédérale de compensation solde aussi avec un bénéfice que le Conseil fédéral pense verser à l'assurance chômage. Si nous faisons le calcul du montant versé par tout le corps enseignant (2% du traitement total) et celui des ristournes touchées par l'Etat et les communes pour les jours de service accomplis, on constaterait une différence appréciable qui permettrait de de-

mander que nos chômeurs bénéficient aussi de la Caisse fédérale d'assurance chômage. Pourquoi faudrait-il que les membres de notre société versent à deux caisses de compensation si l'argent, par la suite, est utilisé dans le même but. Et souvent les instituteurs mobilisés ne sont à la charge d'aucune caisse puisque bon nombre d'entre eux font leur service militaire pendant les vacances.

Le corps enseignant, auquel on ne s'adresse jamais en vain pour les œuvres de charité et d'entraide, ressentira un mécontentement grandissant si ses intérêts matériels sont par trop lésés et surtout s'il doit continuellement réclamer pour ne recevoir même que son dû. Un exemple pour les jeunes collègues qui remplacent et réussissent à se faire nommer définitivement. Sachez que vous ne serez pas payés pour le mois qui précède votre entrée en fonction, alors que vous aurez eu des frais de logement et de pension, des frais d'élection et d'installation. Je précise: une personne remplace pendant l'hiver, elle est nommée pour le 1^{er} mai. Les jours de remplacement seront comptés jusqu'au 31 mars et le traitement ne commencera qu'à partir du 1^{er} mai. Les jours de travail du mois d'avril ne lui seront pas payés soit disant parce que ce sont autant d'heures qu'elle n'aura pas à faire pendant ses vacances payées. Et pourtant elle a dû vivre, et elle attendra deux mois pour toucher son premier petit salaire, diminué des nombreuses retenues.

Vous ne trouverez cette disposition ni dans la loi, ni dans aucun décret, il n'a pas fallu un vote du peuple pour l'appliquer! Le jeune collègue verra dès son début qu'une soustraction s'opère plus rapidement qu'une addition quand il s'agit de nos traitements. Pareil fait pourrait-il se produire dans une autre corporation? Pour éviter cet état de chose intolérable n'aurait-il pas été possible de faire coïncider la date d'entrée en fonction avec celle du début de l'année scolaire.

Nous vivons à une époque où il devient indispensable de montrer avec chiffres à l'appui, le montant effectif de nos salaires aux personnes qui peuvent encore nous envier en se basant sur le traitement officiel sans les retenues des impôts, des cotisations, etc. Avec l'augmentation du prix de la vie la question devient angoissante. Nous avons suffisamment de beaux discours sur la défense de la famille et de la natalité. Des réalisations seraient plus opportunes. *Un délégué.*

Divers.

Amicale de l'Ecole normale. Le dimanche, 22 juin, par un temps idéal, une nombreuse cohorte d'institutrices se réunissent à Delémont pour fêter la traditionnelle Amicale.

Tout se passa selon la coutume déjà établie depuis 1935: chœur des élèves de l'Ecole normale, sous la direction de M. Droz, discours de bienvenue de M. le Directeur Junod et de Mademoiselle Chatelain, séance administrative avec nomination d'un nouveau comité, remise de cadeaux, etc.

Puis commença la partie littéraire et artistique du programme. Plusieurs productions musicales, quelques vers de M^{lle} Adrienne Froidevaux, vers inspirés par les événements mondiaux et qui furent unanimement appréciés. Enfin Madame Noëlle Roger, en un exposé d'une grande clarté et d'une documentation complète, fit l'histoire de la Croix-Rouge internationale. Comment un petit groupe d'hommes de cœur réussit à mettre sur pied cet organisme qui allait prendre tant d'extension, voilà une merveille de charité et de persévérance unique dans l'histoire des siècles.

Quelques beaux clichés illustrèrent encore cette brillante causerie, inspirée par le livre de Madame Noëlle Roger « Une lumière sur le monde ».

Vers midi et demi, tout le monde redescendit au jardin. Chacune avait apporté son pique-nique qu'on dégusta sous les sapins. Entre le café et le goûter gentiment offerts par l'Ecole, plusieurs spectacles réjouirent les participantes: exercices de gymnastique et jeux, et surtout une saynète d'une fine ironie que les jeunes actrices interprétèrent à merveille.

En somme, journée heureuse de l'amitié et du souvenir.

Une « ancienne ».

Le cours central de la Société des maîtres abstinents à Genève. La Société suisse des maîtres abstinents organise depuis plusieurs années, dans l'une ou l'autre ville de la Suisse, un cours central d'enseignement antialcoolique auquel elle invite le corps enseignant de la région. Le 7^e cours a eu lieu à Genève, le 10 mai, à l'occasion de l'Assemblée de délégués annuelle de la Société.

Le cours, ouvert par M. Coeytaux, président de l'Association antialcoolique du corps enseignant genevois, comprenait trois conférences:

- « Alcoolisme et maladies », par le Prof. Dr. Roch, de Genève.
- « L'effort des écoles suisses pour former une jeunesse sobre », par le Prof. C. Gribling, de l'Ecole normale de Sion.
- « Le nouveau manuel d'hygiène en relation avec l'éducation antialcoolique », par Madame N. Grange, directrice d'école à Genève.

Le Professeur Roch a résumé dans sa causerie magistrale l'enquête faite par lui à l'Hôpital de Genève sur la fréquence de l'alcoolisme parmi les malades hospitalisés. Nous pouvons nous dispenser d'analyser longuement la conférence du Professeur Roch, puisque son travail complet, qui fait partie de la série des études sur « L'Alcoolisme en Suisse », publiée en allemand sous la direction du privat-docent Dr. Zurukzoglu à Berne (Benno Schwabe à Bâle, éditeur) a paru également en langue française sous le titre: « L'Alcoolisme et son rôle en pathologie interne ».

Retenons de l'exposé du Dr. Roch cette constatation capitale: A Genève et évidemment ailleurs — car Genève n'est pas une exception — l'alcoolisme est extrêmement fréquent. Le professeur Roch et ses assistants, dont aucun n'était abstinent et qui par conséquent étudiaient les choses sans préjugé, ont constaté que près de la moitié des malades hommes hospitalisés à l'Hôpital cantonal pour les années 1931 à 1935, étaient des alcooliques. Le public ne s'en doute pas, car l'alcoolisme contemporain n'a plus guère le caractère

brutal qu'on lui connaissait autrefois, c'est un alcoolisme insidieux qui s'ignore et que l'on ignore souvent, mais qui n'en est pas moins redoutable.

Passant en revue les divers maladies que l'on doit mettre en rapport avec l'alcoolisme, le professeur a insisté sur le rôle de l'alcoolisme comme agent indirect des maladies infectieuses, en particulier de la tuberculose. Il s'est étendu aussi sur le rôle de la cirrhose du foie, cette redoutable maladie qui est encore trop fréquente chez nous et qu'il attribue, dans notre pays, uniquement à l'abus des boissons alcooliques.

On entendit ensuite un exposé très fouillé du professeur Gribling sur la formation d'une jeunesse sobre.

Le professeur Gribling a montré que l'école doit s'intéresser à l'éducation antialcoolique, car elle souffre de ce qu'il appelle la contre-école, l'éducation à rebours qui entretient les préjugés relatifs à l'alcool et favorise ainsi le développement de l'alcoolisme.

L'école souffre de l'alcoolisme en vertu des lois de l'hérédité; elle doit s'occuper de trop d'enfants victimes de l'intempérance de leurs ascendants. Les habitudes alcooliques encore si répandues entravent l'action éducative de l'école. L'appel de l'alcool, qui a sur les jeunes gens sortis de nos classes une influence si funeste, tend à détruire l'effort patient de l'instituteur pendant les années scolaires. Il incombe à l'école de travailler à la sobriété de la jeunesse: sobriété du corps (pratique de l'abstinence); sobriété de l'esprit (l'enseignement antialcoolique); sobriété du sentiment et de la volonté (éducation antialcoolique, lutte contre le plaisir malsain et pour les distractions saines).

L'action pour la sobriété est, à certains égards, plus facile qu'autrefois: les pionniers ont déblayé le terrain; le développement des sports, de l'utilisation non alcoolique de fruits, la législation meilleure, sont des facteurs qui travaillent à la sobriété.

Le mal reste cependant menaçant. La publicité tapageuse en faveur des boissons alcooliques est un grave danger (la contre-école), s'il y a moins d'intoxication aiguë, il y a imprégnation lente, alcoolisme latent, discret, décent, contre lequel il est difficile de lutter. L'école n'a pas été inactive: les autorités scolaires ont, dans tous les cantons, agi: circulaires des départements de l'instruction publique, conférences du corps enseignant sur la question de l'alcool; cours d'enseignement antialcoolique. La presse pédagogique est accueillante. Un matériel scolaire moderne est à la disposition des maîtres. L'initiative privée a fait beaucoup. M. Gribling souligne l'action féconde de la Société suisse des maîtres abstinents, dont l'impulsion a souvent été décisive.

Pour l'avenir, le rapporteur demande:

Une action plus synthétique, embrassant l'ensemble des phénomènes que l'on peut mettre en rapport avec la question de l'alcool; une action morale plus générale de l'école: apprendre aux jeunes à se dominer et à ne pas céder à l'attrait du plaisir facile; une action plus profonde, à base philosophique et religieuse, qui ne s'arrêtera pas au seul problème de l'alcool; une action plus dynamique, plus insistante; une action plus moderne, tenant mieux compte du caractère de l'alcoolisme contemporain (alcoolisme insidieux) et faisant appel d'avantage aux motifs sociaux.

Quant à la méthode, M. Gribling est pour toute méthode qui nous amène le mieux au but; il y faut du tact, du discernement et une conviction chaleureuse.

Le sujet de la conférence de Madame Grange, le nouveau manuel genevois d'hygiène et d'enseignement antialcoolique échappe, de par sa nature, à l'analyse. Madame Grange a donné quelques exemples de la méthode très large adoptée pour la rédaction du manuel. On ne peut que souhaiter que ce manuel, après une période de gestation qui a porté sur nombre d'années, voie prochainement le jour. Il rendra certainement de grands services à l'école genevoise et romande.

Mitteilungen des Sekretariats — Communications du Secrétariat.

Rapport

sur la Caisse interne de compensation.

1^{er} septembre 1940 au 28 février 1941.

(Fin.)

Dans quelques cas, le Comité cantonal en vint à la conclusion, après avoir consulté les comités de section, que le versement d'une allocation n'était pas indiqué. Il est vrai que, par égard pour les requérants, les comités de section ne furent consultés que dans les cas peu clairs. Des représentants des comités de section peuvent aussi, sur demande fondée, être autorisés à prendre connaissance des demandes d'allocation.

Un petit nombre de membres n'ont pas payé leurs contributions. Parmi eux se trouvent des collègues qui, au point de vue des traitements, se considèrent avant tout comme membres de l'association du personnel de l'Etat. D'un commun accord, l'examen de ces cas a été renvoyé jusqu'au moment où sera prise une décision sur la réorganisation de la Caisse.

Aucun recours n'a été remis au Comité de l'Assemblée des délégués. De la part des requérants il n'y a eu que peu de réclamations contre les décisions relatives aux demandes d'allocation. Il semble que, dans quelques cas isolés, l'on a bavardé sans discernement, et ceci a fait du tort non seulement aux dénigreur, mais aussi à leurs camarades. Si des collègues ont pu supposer que des allocations avaient été accordées à tort aux requérants, c'est au Comité cantonal qu'ils auraient dû faire part de leurs présomptions, et celui-ci aurait éclairci les cas incriminés.

En ce qui concerne les lettres de remerciement pour les allocations octroyées, nous ne voulons pas nous attendre à ce sujet, bien que la reconnaissance sincère de nombreuses lettres soit fort touchante. Bornons-nous à en donner ici deux courts extraits:

« Il est indubitable, malgré les nombreuses allégations contraires de collègues, que les longues périodes de service actif ont engendré dans les rangs du corps enseignant bernois de la détresse et de la misère, particulièrement dans les milieux où les familles sont frappées par de longues et pénibles maladies. Si notre Caisse de compensation parvient à atténuer cette détresse, elle justifiera elle-même son existence; sa nécessité sera démontrée, et alors la SIB aura résolu une de ses plus belles tâches en faveur de ses membres. »

« L'heureuse décision envers les membres chargés de famille et qui se trouvent dans une situation pénible, montre que chez nous l'esprit de solidarité n'est pas un vain mot. »

Les plus lourdes charges ont été supportées, sans aucun doute, par les institutrices, puis par les collègues ayant les traitements les plus élevés, qui payèrent le plus et présentèrent le moins de demandes d'allocation. N'est-ce pas là la plus belle preuve de solidarité? Cette belle attitude ne sera

pas oubliée, lorsque, en d'autres circonstances, les rôles seront peut-être renversés.

Les conclusions essentielles que l'on peut tirer de l'efficacité de la Caisse, après une demi-année d'activité, sont les suivantes:

1. Dans un grand nombre de cas, les difficultés importantes en face desquelles se sont trouvés des collègues ensuite du sacrifice que leur a imposé l'accomplissement du service, ont été atténuées et compensées par la Caisse.
2. D'une manière générale, les collègues accomplissant du service ont fait preuve de beaucoup de réserve dans leurs demandes d'allocation. L'impertinence que l'on craignait de la part des effrontés s'est rarement manifestée.
3. Le taux de 1 % s'est révélé trop élevé.
4. Abstraction faite de quelques sans-place, occupés temporairement au secrétariat, il ne fut rien prélevé en faveur du chômage. Mais il est impérieusement nécessaire d'avoir à disposition, pour les moments de grands licenciements de troupes, des fonds atteignant le montant de ce qui est actuellement en caisse (25 000 à 30 000 fr.).
5. La disposition selon laquelle les allocations ne sont versées que sur demande a des avantages indéniables. Mais on peut aussi faire à cette disposition des objections sérieuses, de sorte que dans ce domaine il n'est pas possible de se montrer plus coulant.

Répondons encore ici, en complément du rapport présenté à l'Assemblée des délégués, à quelques reproches faits à la caisse. Ces reproches sont formulés presque tous dans la circulaire de la section de Thoune.

La notion « attaque par surprise », si actuelle, ne manque pas de produire son effet. Quant à savoir si elle peut être appliquée à la création de notre Caisse de compensation, nous laissons à chacun le soin d'en juger. Ce n'est ni la peur, ni la prétention d'avoir raison qui nous incitent à ne pas consulter les sections, mais avant tout l'idée, qu'il importait de ne pas étaler à travers tout le canton un marchandage pour une cause concernant avant tout des collègues absents, accomplissant leur service.

La Caisse de compensation n'est pas une « affaire d'argent », et si l'on voulait conserver au principe « allocation sur demande » toute sa valeur, le Comité cantonal ne pouvait pas faire des propositions plus précises.

Le Comité cantonal pourrait démontrer, par un grand nombre de cas indiscutables, que les pertes de salaire causées par la mobilisation, ont acculé bien des instituteurs bernois à la détresse. Il ne voit pas la nécessité de donner publiquement des preuves de ce qu'il avance, mais il est disposé à les présenter en tout temps au Comité-directeur.

Le Comité cantonal s'est engagé, depuis des mois, à tenir compte des circonstances aussi tôt que

possible, dans les cas où elles se modifieraient. Malheureusement les circonstances ne changent souvent pas, du moins en bien, aussi rapidement que nous le désirerions. Nous n'avons cessé de répéter dès le début, que le Comité cantonal était disposé à liquider la Caisse dès que faire se pourra. C'est pourquoi les statuts stipulent: « *au plus tard* une année après la démobilisation complète ».

C'est le Comité-directeur qui, en première ligne, a le droit de prendre connaissance de la marche de la Caisse; mais toute délégation des sections, ainsi que nous l'avons déclaré déjà à maintes reprises, a ce même droit.

Il est absolument faux de déclarer que s'il n'avait pas fallu verser 2 % des traitements dans la caisse générale de compensation, les soldats non mobilisés auraient payé aux mobilisés leurs frais de remplacement. Au contraire, les instituteurs mobilisés payent davantage, par leurs déductions de traitement et de solde pour les frais de remplacement, que ceux qui ne font pas de service, qui, contrairement à ce qui se passait en 1914/18 ne versent pas un centime à cet effet. C'est là un fait capital. Et c'est à tort que l'on parle aussi parfois d'une retenue de 3 % par laquelle le corps enseignant remplirait aujourd'hui ses devoirs envers les collègues non mobilisés. Il ne verse en leur faveur que 1 % à la Caisse interne de compensation, et s'il refusait ce pour-cent, il ne ferait plus rien pour eux.

Il est exact que, dans notre profession, ceux qui accomplissent du service s'en tirent encore à meilleur compte, malgré toutes les déductions, que beaucoup d'artisans et d'ouvriers. C'est pour ceux-ci que la Confédération a créé la caisse générale de compensation, à laquelle chacun de nous verse 2 % de son traitement, s'il n'est pas au service. Or, il a déjà été demandé, et même proposé par quelques membres, que nous versions volontairement 1 % de plus à cette caisse générale. Mais qui oserait prétendre que cette proposition serait acceptée par la majorité de nos membres? Quant à nous, nous osons prétendre que c'est un geste louable, lorsqu'une association professionnelle cherche à créer, en son sein, une compensation permettant d'éliminer les inégalités les plus criantes. Un succès partiel, dans une association professionnelle, est préférable à la recherche d'un idéal insaisissable.

Quant au tour de force par lequel on cherche à démontrer au moyen de chiffres, que les pères de famille et les officiers dont le traitement atteint 6000 fr., parviennent à faire un gain supplémentaire allant jusqu'à 2435 francs en 350 jours de service, nous laissons à ceux que la chose concerne, le soin de porter un jugement sur cet artifice de calcul. L'un d'eux, un officier des troupes territoriales qui n'eurent pas jusqu'à présent un service aussi pénible et aussi dispendieux que l'élite, et qui est un adversaire de la Caisse de compensation, pour des raisons de principe, a établi que sa perte journalière a été de fr. 1.10 au cours d'un service, et de fr. 1.55 dans un autre, et que depuis le début de la guerre il a dépensé fr. 110 de plus pour l'uniforme que l'indemnité qui lui fut accordée.

Quiconque prétend le contraire est prié de le prouver. *)

Si la Caisse de compensation est combattue en particulier aussi pour la raison qu'au cas d'une démobilisation importante une partie de l'argent recueilli sera utilisée en faveur des collègues sans place, il faut rappeler que le Comité cantonal a toujours admis que les soucis pécuniaires de ceux qui accomplissent du service, ainsi que la détresse des sans-place après l'accomplissement du service, sont tous les deux des conséquences de la guerre. Ne convient-il pas que nous combattons, sans nous rendre coupables d'une action répréhensible, deux maux qui ont une origine commune, par les mêmes moyens? Des adversaires isolés de la Caisse de compensation n'ont-ils d'ailleurs pas révélé avec insistance que l'élimination du chômage était également une des tâches les plus pressantes de la Société des Instituteurs? Et si finalement la caisse déployait une activité dépassant le cadre qui lui a été assigné, serait-ce une raison de s'imaginer qu'elle devrait subsister au-delà de la période de difficultés? Il n'est pas plus question de la maintenir au delà de la nécessité que la Caisse de remplacement de guerre de 1914/18. La volonté de réduire notre action d'entraide, imposée par les circonstances, existe, et le Comité le prouvera par des faits, dès que sera connue la décision du peuple relative à la loi sur les traitements. Le Comité cantonal n'ignore pas les grands sacrifices que la caisse exige d'une partie des membres du corps enseignant. Il sait également que nombreux sont ceux qui ne sont pas d'accord avec la manière de procéder aux compensations par la caisse, et finalement il savait déjà au terme de l'année administrative, et il l'a déclaré, qu'une diminution des contributions à la caisse serait possible. Les possibilités d'atténuer à l'aide de la Caisse de compensation les désavantages qu'apportera la suppression de la baisse des traitements, pourtant si souhaitable en elle-même, saute aux yeux. Dès que la votation populaire sera passée — que la loi soit acceptée ou rejetée, — le Comité cantonal présentera un nouveau projet aux sections et aux membres, projet qui tiendra compte dans la mesure du possible de tous les reproches et objections justifiés faits à la caisse, ainsi que de la situation du moment, et il proposera des modifications importantes.

C'est pourquoi le Comité cantonal prie les sections d'attendre le projet prévu, avant de prendre de nouvelles décisions au sujet de la Caisse de compensation.

*) Ces remarques concernent l'accomplissement normal du service avec la troupe. Lorsqu'il s'agit de « colonels de bureaux » à Berne, ou d'hommes des services auxiliaires avec solde spéciale, et qui savent faire du service une affaire commerciale, nous ne nous en occupons pas, car il est certain qu'il y a peu d'instituteurs dans ce cas.

Collègues, instituteurs et institutrices! Faites partie de la Caisse-maladie des Instituteurs suisses. Les statuts et formulaires sont obtenus, sur demande, du Secrétariat à Berne ou à Zurich.

Des délibérations du Comité cantonal de la Société des Instituteurs bernois.

(Séance du Comité-directeur et du Comité cantonal du 13 juin 1941.)

1. Le Comité-directeur et le Comité cantonal considèrent tous deux, qu'aujourd'hui en particulier, l'octroi de secours et de prêts ne peut avoir lieu qu'auprès un examen minutieux du mérite des requérants. Les comités de section, et à l'occasion des camarades de série, doivent être priés de donner des renseignements à leur sujet. Il faut veiller particulièrement à l'accomplissement par le requérant des obligations résultant de l'octroi d'un secours.
2. Le Comité cantonal voit avec plaisir s'établir une collaboration plus étroite entre lui et la Commission pédagogique. Il soumettra volontiers à celle-ci des tâches déterminées, comme le prévoient ses statuts.
3. Une tentative de liquider par une conciliation un cas de responsabilité civile (gifle) a échoué; l'assistance judiciaire est accordée à l'instituteur attaqué.

4. Dans un pénible conflit entre deux collègues, qui s'est étendu ensuite entre ceux-ci, la Commission scolaire et l'inspecteur, le Comité cantonal cherchera à intervenir par tous les moyens dont il dispose, afin que le cas soit réglé paisiblement et objectivement.
5. Tenant compte de l'avis de la section intéressée, et pour des raisons tactiques, le Comité cantonal regrette de ne pas pouvoir entreprendre de nouvelles démarches en faveur de collègues dont les indemnités pour leur enseignement accessoire ont été injustement réduites.
6. Mademoiselle Verena Blaser, institutrice à Bienne-Mâche, est désignée comme membre de la Commission pour la lutte contre le chômage.
7. Un questionnaire relatif à la transformation de la Fondation suisse en faveur d'orphelins d'instituteurs en une Fondation de veuves et d'orphelins d'instituteurs a été présenté au Comité cantonal. Celui-ci prendra position lorsqu'il connaîtra le résultat de l'enquête.
8. M. Paul Fink, président du Comité-directeur, est désigné comme représentant du Comité cantonal à l'Assemblée des délégués, pour la période administrative en cours.



Reizendes Schwarzenburger-Land

174

Auskunft durch Verkehrsbureau Schwarzenburg, Telefon 9 21 79

Die Schwarzenburg-Bahn führt Sie rasch und bequem in das prächtige Ausflugs- und Feriengebiet

Ottenleubad Gantrischgebiet 1450 m ü. M. Tel. 9 27 32. Pens. v. Fr. 7.50 an.

Ab Riffenmatt wunderbare Fahrt mit eigenem Kutschenbetrieb ohne Zuschlag. W. Stucki, Küchenchef und Frau sorgen für Ihr persönliches Wohl.

Schwarzenburg, Gasth. Bahnhof Pens. Fr. 7.50

Schwarzenburg, Gasthof Bären » » 7.50

Guggisberg, Gasthof Sternen Pens. Fr. 7.50-8.50

Rest. Schwarzwasserbrücke Tel. 9 22 02

Riffenmatt, Gasthof Hirschen Pens. Fr. 6.50-7.-

Schwarzenbühl, Kurhaus Pension Fr. 7.-

Gurnigelbad 1160 m ü. M. Ferienkur

«Für Rheuma, Darm- und Magenschmerz, Für Hals und Nase, Niere, Herz, Wisst: Wundertätig, silberhell, So sprudelt der Gurnigelquell!»

Auskunft durch die Direktion. Telefon 7 37 46.

Schwefelbergbad 1400 m ü. M. Tel. 52 64 Pension Fr. 8.50-11.-

Prospekte verlangen. E. Müller-Bächle, Dir.

Längeney-Bad 900 m ü. M. Telefon 9 29 40

Für schöne und billige Ferientage. Prächtige Tannenwäldchen. Eisenbäder. Bauernschinken, Forellen. Familie Gilgen.

Pianos — Flügel

140

neue, und preiswerte Occasionen kaufen oder mieten Sie am vorteilhaftesten im altbekannten Fachgeschäft und Vertrauenshaus

Schweizer Marken

Burger & Jacobi

Sabel

Wohlfahrt



Kramgasse 54, Bern

Weltmarken

Bechstein

Blüthner

Pleyel

Steinway & Sons



Schweizerische Mobiliar-Versicherungs-Gesellschaft

Älteste schweizerische Versicherungs-Gesellschaft
Genossenschaft gegründet auf Gegenseitigkeit 1826

Versicherungen gegen

Feuer- und Explosionsschaden

Einbruchdiebstahl-, Glasbruch-,

Wasserleitungsschaden

Motorfahrzeug- und Fahrraddiebstahl

Einzel- und kombinierte Policen

Neu: Elementarschaden-Versicherung

für die bei der Gesellschaft gegen Feuer versicherten Sachen als Ergänzung der unentgeltlichen Elementarschaden-Vergütungen

Nähere Auskunft durch die Vertreter der Gesellschaft

185

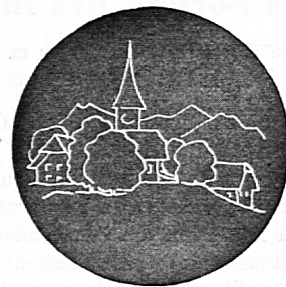
Bieri-Möbel
seit 1912

gediegen, preiswert

Fabrik in **RUBIGEN** 1/2 Bern-Tel. 7.15.83



Ferien und Wanderzeit



ARTH-GOLDAU

Hotel Steiner - Bahnhofhotel
Telephon 6 17 49 188

3 Minuten vom Naturtierpark. Gartenwirtschaft, Metzgerei, empfiehlt speziell Mittagessen und Kaffee, Tee usw. Reichlich serviert und billig.

Ihre Verpflegungsstätte auf der Schulreise in der herrlichen Bielersee-
gend das ideale

Strandbad Biel

Extrapreise für Schulen.

123 **A. Grieder-Grünig, Restauration, Tea Room**

Besucher den einzigartigen

Blausee
Station
der Lötschbergbahn

Das Kleinod der Berner-Alpen.

J. Gfeller-Rindlisbacher AG., Telephon 8 00 93

Flüelen Hotel Weisses Kreuz

Das altbekannte Haus gegenüber Schiff- und Bahnstation. 60 Betten.
Grosse gedeckte Terrassen und Lokalitäten. Spezialpreise für Schulen.
Telephon 23 **Geschwister Müller.**

Gersau 170 Ferien im Hôtel Beau Rivage

direkt am See, kleines gutbürg. Haus, 1a Küche, Veranda, Garten.
Pension Fr. 7. 50 bis 8. 50 oder Pauschalpreis, fliessendes Wasser. Emp-
fiehl sich auch für Schulen. Prospekt. Tel. 6 06 23. Bes. F. u. M. Pfund.

Für Ferien-Arrangements

sowie Exkursionen in aussichtsreicher Gegend am Murtensee,
empfiehlt sich bestens **Probst Ed., prop.**

Auberge des Clefs, Lugnorre-Vully, Murtensee

LUZERN Hotel Walhalla

bei Bahn und Schiff. Nähe Kapellbrücke
Gut und billig essen Schulen und Vereine im alkohol-
freien Restaurant. 189

Morcote Strand-Hotel Rivabella-Arbostora

das moderne Klein-Hotel, direkt am See. Sein geräumiger
Saal und seine grosse, schattige Seeterrasse eignen sich be-
sonders auch für Schulreisen. Volle Pension ab Fr. 8. —.
Telephon 3 41 14 **Ed. Voneschen-Filli**

Bad Rudswil

Luft- und Badekurort
Telephon 23 38 110

1/2 Stunde ab Station Kirchberg. Lohnender Ausflugsort. Wald. Grosser
Garten. Geräumige Lokalitäten für Schulen und Vereine. Pensionspreis
Fr. 6. —. Gute Küche und Keller. Burehamme. Neue deutsche Kegel-
bahn. Prospekte. **Familie Christen-Schürch.**

Hotel und Waldrestaurant Rothöhe

bei Oberburg-Burgdorf. Wunderbare Rundschau. Wildpark. Lohnender
Ausflug für Familien, Schulen und Gesellschaften. Idealer Ferienauf-
enthalt. Pensionspreis von Fr. 7. — an. Telephon Burgdorf 23.

111 **H. und H. Lyoth-Schertenleib.**

Schaffhausen Hospiz-Hotel Kronenhalle

Schöne Zimmer ab Fr. 2. 50. Säle für Schulen und Vereine. Essen und
Logis für Schulen zu mässigem Preise. Auskunft erteilt die Verwaltung.
Telephon 2 80. 145

Seelisberg Gasthaus z. Bahnhof

Telephon 280 105
Gartenwirtschaft. Für Schulen und Vereine Mittagessen und Zabig.
Sorgfältige und gute Bedienung. Eigene Landwirtschaft.
Andr. Zwysig, Propr.

Torrentalp Walliser Rigi, 2459 m über Meer Hotel Torrenthorn

Besitzer: ORSAT-ZEN RUFFINEN, Telephon 5 41 17

2 Stunden oberhalb Leukerbad, ungefährlicher Saumpfad, unvergleich-
liche Aussicht auf Berner und Walliser Alpen. Zentrum für unzählige
Ausflüge. Seltene Alpenflora. Komfortabel eingerichtetes Haus mit 40
Betten. Mässige Preise.

Hotel Torrentalp

2459 m über Meer,
ob Leukerbad

Der Walliser Rigi. Prächtige Aussicht auf die Walliser
und Berner Alpen. Offen vom 15. Juni bis 15. September.
Telephon 5 41 17. **Orsat-Zen Ruffinen, Besitzer.**

Thun Hotel Blaukreuzhof

Alkoholfreies Restaurant 118

empfiehlt sich Schulen und Vereinen. Telephon 24 04. Kein Trinkgeld.

Auf Ihren Vereins- und Schulausflügen

finden Sie rasche, gute, billige Verpflegung
zu jeder Tageszeit im

Buffet Thun

112